

Überschriebene Erinnerungen

PORTRÄT: Sabine Dehnel und die Geheimnisse ihrer Malerei und Fotografie – Ein Hausbesuch in Berlin bei der aus Ludwigshafen stammenden Künstlerin

VON GABRIELE WEINGARTNER

Nein, man soll es nicht wissen. Auch in Sabine Dehnels neuem Buch, das Katalog zu nennen einem Euphemismus gleichkäme, ist der Betrachter niemals sicher, was er sieht: Malerei? Fotografie? Eine Mixtur aus beiden? Die Unschärferelation spielt in ihrem Werk eine große Rolle. Nicht umsonst wohl hat die 1971 in Ludwigshafen geborene Meisterschülerin von Friedemann Hahn an der Gutenberg-Universität in Mainz nicht nur Malerei, sondern auch Philosophie studiert.

Den Dingen auf den Grund gehen, das scheint ihr Leitsatz zu sein. Und: es sich bloß nicht leicht machen. Sabine Dehnel ist so komplex wie ihre Kunst. Das bemerkt man spätestens, wenn man sie in ihrem Atelier am Berliner Südkreuz besucht, wo sie mit ihrem Lebenspartner Andreas Berlin, einem Möbeldesigner des gehobenen Segments, in einer ehemaligen preußischen Kaserne lebt. Fröhliche Zwillinge krabbeln dem Gast entgegen im langen Gang, von dem diverse Türen abgehen. Dazwischen hängen Arbeiten dieser längst auch im europäischen Ausland bekannt gewordenen Künstlerin: wie in einer Galerie.

In den 1930ern gab es in den Kellern der Kaserne ein berühmtes SA-Ge-



Den Dingen auf den Grund gehen, das scheint ihr Leitsatz zu sein: Sabine Dehnel in ihrem Atelier in Berlin.

FOTO: VOLKER HEINLE

fängnis, später war auf dem Gelände ein Aufnahmelager für DDR-Flüchtlinge untergebracht. Jetzt wohnen Künstler hier. Und die Blicke können in den Himmel gehen oder mitten hinein in eine pulsierende Stadtlandschaft.

Auch in Dehnels Atelier herrscht jene

Weite, die sie braucht, um ihre Werke ins Werk zu setzen, was man durchaus wörtlich nehmen kann. Alle Inszenierungen, die sie – seit sie vor neun Jahren aus Wiesbaden nach Berlin zog – entwarf und malerisch-fotografisch realisierte, entstanden hier. Von den „Reframing“-Bildern, die man aus ihrem letzten Buch kennt, versammeln sich an einer Stellwand all jene meist mit Fotografien versehenen Amulette, die die Künstlerin den Modellen umgelegt hat, deren Dekolletés sie malte. Simone de Beauvoir, Frida Kahlo, Astrid Lindgren, Susan Sontag, Maria Callas: in einer Serie namens „Mona“ vereint.

Längst betreibt sie ein neues Projekt innerhalb ihrer eigenwilligen Geschlechterrollen-Erkundung. Dieses Mal sind es die Männer – mitsamt der sie schmückenden Dinge. Der Mann auf dem Großformat, vor dem sich die Künstlerin jetzt fotografieren lässt, trägt nur ein blaues Halstuch mit weißen Vögeln, sein Oberkörper ist nackt. Wobei die Vögel auch dreidimensional existieren: aus Pappmaschee geformt, sind sie vorläufig in einer Kiste gefangen. Wie sie die Inszenierung zu realisieren gedenkt, verrät Dehnel nicht. Noch bleibt das Gemälde Gemälde. Und das Konzept, das aus ihm neue Kunst generieren soll, vorerst in ihrem Kopf.

Mit den Händen zu arbeiten, sei ihr wichtig, sie hätte auch Bildhauerin werden können, alles habe sie machen können, alles, was sie wollte. Dass sie sich genau dies sagte nach dem Studium im Mainz, war wichtig. Kunst kommt auch von Können. Sagt Sabine Dehnel. Und so befinden sich in ihrem

Atelier mit seinen riesigen Fenstern nicht nur Vögel und Amulette, sondern auch die anderen Materialien, die auf ihren Bildern buchstäblich ins Auge fallen.

Kahlos mit Stecknadeln versehene Corsage, als Zeichen des immerwährenden Schmerzes der Malerin, die unter eine Straßenbahn geriet, die Häkellei, mit der Dehnel Simone de Beauvoir gleichsam symbolisch die Brust verhüllte. Eine Haube mit Knöpfen, ein Rock mit Streifen. Es fehlt nur der Schwarze Schwan, dessen Federkleid die Künstlerin aus dem Gespinst vieler schwarzer Strumpfhosen schuf. Er schwimmt noch in einer Ausstellung in Wiesbaden.

Es weht ein Geheimnis um diese Bilder. Das soll nicht enträtselt werden, trotz aller freundlichen Antworten, die Dehnel parat hat. Ihre Malkunst ist fulminant, ihr Hautton kann sich mit dem Inkarnat von Lucian Freud messen. Ihr Gespür, aus Familien-Schnappschüssen ewige Augenblicke herauszulösen, die Kippmomente des Lebens sozusagen unvergleichlich. Die Mädchen aus der Serie „Anderswo“ bleiben allerdings auf Distanz. Man muss mit der Erotik ihrer Nacken vorliebnehmen, den Haarsträhnen über halb abgewandten Gesichtern, zu schweigen von der Kindlichkeit ihrer Beinstellungen und die

Art ihrer Kleider und Röcke.

Einige von ihnen stehen inmitten farbiger Stretchbänder, die Dehnel für sie aufgespannt hat, irgendwann im real gewordenen kreativen Prozess. Dazu muss man nicht wissen, dass sie ein Jahr ihres Lebens als Profi-Volleyballerin in Amsterdam verbracht hat und die von Linien durchzogenen Böden von Turnhallen gut kennt. Nur dass immer wieder überschriebene Erinnerungen eine große Rolle in ihrem Werk spielen. Was sich davon wo und wie Bahn bricht, kann vermutlich nicht einmal sie selbst vorhersagen. Malerei allein reicht jedenfalls nicht aus.

Dass sie sich inzwischen ins Galeriegeschäft getraut hat, in Berlin, der Stadt des boomenden Kunstmarkts, passt zu Dehnels Kunstbegriff. „LSD“, nennt sich der Raum in der Potsdamer Straße 65 in der Nähe der Neuen Nationalgalerie. „LSD steht hier für: ‚Lucy in the Sky with Diamonds‘. Für einen Beatles-Song, nicht für die Bewusstsein erweiternde Droge. Wobei John Lennon, der ihn geschrieben hat, Drogen ja nicht gerade verachtete. Aber auch Kunst kann ein Trip sein, nicht wahr?“

LESEZEICHEN

– Sabine Dehnel: „Reframing“; mit Essays von Peter Forster, Heinz Stahlhut, Constanze Musterer; Hatje Cantz; 152 Seiten; 38 Euro.